

Gerd Roellecke

Die Zukunft unserer Vergangenheit

Zur Bewältigung des NS-Unrechts

Diskutieren läßt sich nur, wenn man zu einem gemeinsamen Thema verschiedene Meinungen haben kann. Deshalb läßt sich über Kindererziehung diskutieren, über Entspannungspolitik, die Extremistenfrage, über einen neuen Autotyp, über Preise, Helmut Schmidt, Franz Josef Strauß und über die friedliche Nutzung der Kernenergie. Zu all diesen Themen kann man verschiedener Meinung sein. Über das Thema „nationalsozialistisches Unrecht“ dagegen kann man kaum diskutieren. Es erlaubt keine abweichenden Meinungen. Nicht, als ob man nicht so oder so dazu Stellung nehmen dürfte. In diesem Land gibt es wirklich Meinungsfreiheit. Aber auf bestimmte Meinungen erhält man keine Antwort. Wer etwa sagt, die NS-Greuel würden aufgebauscht, oder: der Nationalsozialismus habe auch sein Gutes gehabt, oder: Elend und Erniedrigung nach dem Ersten Weltkrieg hätten die Deutschen aggressiv gemacht, oder: die anderen Nationen hätten gleichfalls Greuel begangen, oder: er habe nichts davon gewußt, oder schließlich: er habe nichts damit zu tun, weil er zu jung sei, wer so etwas sagt, der findet sich bald in einer Situation, in der man nicht mehr mit ihm redet, sondern ihm – wenn er Glück hat – nur noch gut zuredet. Betretenes Schweigen, eisige Ablehnung oder offenes Schimpfen sind häufiger. Natürlich nicht in privaten Zirkeln unter Gleichgesinnten, aber möglicherweise schon in der eigenen Familie und ganz sicher auf dem öffentlichen Markt der Meinungen.

Das gute Zureden, das Schweigen, die Ablehnung und das Schimpfen haben auch einen klar erkennbaren, jedenfalls deutlich spürbaren Sinn. Sie enthalten ein moralisches Unwerturteil, sie drücken geringe Achtung aus. Und gegen die Verknüpfung einer bestimmten Meinung mit einem moralischen Unwerturteil kann man sich nicht wehren, weil noch die Gegenwehr voraussetzt, daß man geachtet, als moralische Person anerkannt wird. Diese Anerkennung erreicht man im Fall des NS-Unrechts aber nur, wenn man sich der herrschenden Meinung anschließt. Will oder kann man das nicht, hält man besser den Mund. Eine Diskussion über das Thema „NS-Unrecht“ ist also kaum möglich, weil die Meinungen dazu unweigerlich von Wert- oder Unwerturteilen über die *Person* abhängig gemacht werden. Wer abweichende Meinungen äußert, kann nicht mehr mitreden. Insgesamt schafft die Moralisierung des Themas eine ausweglose Situation, für die „Bewältigung“ das richtige Wort ist.

Das ist weder eine Anklage noch ein Appell an Nächstenliebe, Humanität oder Toleranz, sondern eine Feststellung. Diese Feststellung muß ich treffen, weil die Ausweglosigkeit der Situation auch für mich gilt. Was soll ich sagen, wenn ich genau weiß, was ich sagen muß, um einer moralischen Verurteilung zu entgehen? Ich sehe nur eine Möglichkeit: das Thema so persönlich zu nehmen, wie es ist. Deshalb muß ich etwas tun, was ein Wissenschaftler sonst nicht tun darf: Ich muß von mir selbst sprechen.

Von mir selbst spreche ich unter zwei Aspekten. Einmal unter dem Aspekt: Was habe ich getan? Wie war oder bin ich am NS-Unrecht beteiligt? Das ist der Aspekt der Vergangenheit. Zum anderen werde ich fragen: Was soll ich tun? Kann ich überhaupt etwas tun? Das ist der Aspekt der Zukunft.

Was habe ich getan?

Es war im Herbst 1939, kurz nach Kriegsbeginn. Ich war gerade zwölf Jahre alt und hatte die besondere Anziehungskraft von Mädchen schon zu spüren begonnen. Mein Onkel besaß einen kleinen Lebensmittelladen, in dem meine Eltern aus verwandtschaftlichen Gründen regelmäßig kauften. Für uns Kinder, die wir die Lebensmittel holen mußten, hatten die verwandtschaftlichen Beziehungen den Nachteil, daß wir meist warten mußten, bis mein Onkel alle anderen Kunden bedient hatte. Eines Freitags drückte ich mich wieder vor der Theke herum, als ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen den Laden betrat, schlank, dunkel, blaß und von einer eigentümlichen Geradheit. Mir erschien sie schön. Als ich ihren Judenstern sah, wußte ich, daß ihre Geradheit ihr Selbstschutz gegen die nächste Demütigung war. Mein Onkel winkte sie mit den Augen in die dunkelste Ecke des Ladens. Ich zog mich in die andere zurück und mußte nun nicht mehr lange warten. Mein Onkel bediente seine drei Kundinnen schneller, wartete, bis sie den Laden verlassen hatten, fertigte dann eilig und wortlos das Mädchen ab und wandte sich mit entspannter Barschheit mir zu, als auch sie gegangen war.

Einige Wochen später begegnete ich ihr das zweite und letzte Mal. Sie trat vor mir aus einer Haustür auf die Straße und schlug die gleiche Richtung ein, in die auch ich ging. In dem Haus wohnte der Inhaber eines früher großen Kaufhauses unserer Stadt. Er hieß Ehrlich. Sie übersah mich. Ich trug Jungvolk-Uniform, auf die ich sehr stolz war, die aber plötzlich wie Blei an mir hing. Ich ertappte mich bei dem Wunsch, sie möchte kein Judenmädchen sein, und beschloß, etwas für sie zu tun, indem ich ihr das Gefühl nahm, ich verfolgte sie. An der nächsten Straßenkreuzung bog ich links ab, obwohl ich eigentlich auch geradeaus gehen wollte. Als ich ihren Schritt nicht mehr hörte, wußte ich, daß ich nur feige gewesen war.

Nach dem Krieg habe ich von ihr gelesen. Während meiner Referendarzeit bei einem Anwalt meiner Heimatstadt sollte ich die Nachlaßsache Ehrlich vorantreiben. Die Schwierigkeit bestand darin, Sterbeurkunden oder Todesscheine zu erhalten. Die einzige Urkunde, die bei den Akten lag, war eine Auskunft des Einwohnermeldeamts. Die Eltern: 1940 unbekannt verzogen. Die Großmutter, das Mädchen und drei kleinere Geschwister: 1941 unbekannt verzogen – so war es.

Und was soll ich tun?

Die Antwort setzt voraus, daß ich genau weiß, was ich getan habe. Weiß ich das wirklich? Gewiß, ich habe die einzige Gelegenheit, bei der ich mit einer Verfolgten des NS-Regimes unmittelbar Kontakt gehabt habe, so redlich wie möglich erzählt. Ich wußte auch genau, was der Judenstern bedeutete und daß das Mädchen eines Tages verschwinden würde. Über die Judenfrage hatte ich mich mit meiner Mutter schon erregt auseinandergesetzt. Und trotzdem: Ist meine Geschichte nicht eine einzige Entschuldigung? War ich nicht ein zwölfjähriges Kind? War meine Feigheit nicht verzeihlich? Hat nicht jeder von uns schon einmal feige weggeschaut? Gerade in dieser Verzeihlichkeit liegt jedoch die politische Dimension meiner Geschichte. Sie macht sie repräsentativ. Denn natürlich haben nicht achtzig Millionen Deutsche jeder eigenhändig sechs Millionen Juden umgebracht. Unmittelbar am Morden beteiligt waren relativ wenige, von denen viele bestraft worden sind. Aber feige weggeschaut, das haben die meisten getan. Die Schuld besteht nicht im Tun, sie besteht im gemeinsamen Unterlassen, welches das grauenhafte Unrecht erst ermöglicht hat.

Im gemeinsamen Wegschauen liegt auch das eigentliche und bis heute unge löste Problem: das Verhältnis zwischen individuellen Möglichkeiten und dem Ausmaß des Mordens. Kann man Individuen etwas zurechnen, das außerhalb ihres Vorstellungshorizonts liegt? Hunderttausend Menschen auf einem großen Platz, das kann man noch sehen. Aber Millionen von Toten sind so abstrakt wie der Bundeshaushalt oder das Bruttosozialprodukt für einen Normalverdiener. Wenn man selbst dreitausend Mark im Monat verdient, kann man sich nicht vorstellen, was zweihundert Milliarden Mark sind. Vor allem: die Toten sind nicht das Wesentliche, sondern das Unrecht, das ihnen geschah. Sonst verwechselt man den Nationalsozialismus mit der Pest – das Unrecht, an dem ich persönlich beteiligt war.

Allerdings meinen viele Leute, die meinen größten Respekt haben, die bloß verstandesmäßige Einsicht in das eigene Unrecht genüge nicht, schon gar nicht das bloße Geständnis. Ich müsse auch traurig sein, mich gleichsam innerlich auf die Abwendung von meiner Feigheit festlegen. „Bereuen“ nannte man das früher. Aber ich bin auch traurig. Ich weiß, daß es peinlich wirkt, und muß

es trotzdem sagen, weil die Sache peinlich ist: Ich bereue es und mich schmerzt es, daß ich mich damals nicht zu jenem Mädchen bekannt und ihr nicht meine Hilfe angeboten habe. Ich weiß zwar nicht, was geschehen wäre, wenn ich es getan hätte, aber wahrscheinlich wäre nichts Schlimmes geschehen. Wahrscheinlich wäre ich aus dem Jungvolk geflogen, vielleicht auch von der Schule. Einige Lehrer wären aber stolz auf mich gewesen und hätten mir weitergeholfen. An Abitur und Studium wäre allerdings nicht mehr zu denken gewesen. Nur – ich habe ihr nicht geholfen und ich kann meine Vergangenheit nicht ändern.

Halt, sagen jene respektablen Leute, natürlich genügt es nicht, einsichtig und traurig zu sein, man muß auch etwas tun, wiedergutmachen beispielsweise. Jetzt bekomme ich Schwierigkeiten: Das Mädchen ist tot, ihre Familie ist tot. Die Nachlaßsache habe ich vorangetrieben, so gut ich konnte. Aber der englische Vetter, dem es um den Erbschein ging, war mir suspekt, und der australische Onkel, der mir des Mädchens würdig zu sein schien, wollte nicht einmal mehr Geld von den Deutschen nehmen. Soll ich also tausend Mark monatlich nach Israel überweisen, fast ein Viertel meines Gehalts?

Nein, nein, erklären jene Leute: Natürlich wäre es schön, wenn Sie ein Viertel Ihres Gehalts nach Israel überwiesen; aber einmal müssen Sie auch an die vielen anderen Länder denken, in denen Deutsche gewütet haben, an die Sowjetunion, an Polen, Jugoslawien, Italien, Frankreich, Holland und nicht zuletzt an Deutschland; zum anderen hat sich Ihre Schuld auch mit der Wiedergutmachung nicht erledigt; viel wichtiger ist, daß die Wiederholung eines solchen Unrechts ein für allemal ausgeschlossen wird; das jüdische Mädchen darf nicht ein zweites Mal sterben.

Bei dem Gedanken, jene beiden Szenen vor vierzig Jahren und meine jämmerliche Feigheit könnten sich wiederholen, bekomme ich, seit ich mit dieser Erinnerung lebe, Herzbeklemmungen. Da ich weiß, daß ich seitdem nicht wesentlich mutiger geworden bin, bin ich fest davon überzeugt, daß wir eine Verfassung und ein Recht haben müssen, die zwar auch Mut und Risikobereitschaft verlangen, aber doch nicht ein solches Maß an Selbstverleugnung wie eine Diktatur. Und ich meine, daß wir mit der Bundesrepublik eine solche Verfassung und ein solches Recht besitzen und daß es heute darauf ankommt, für dieses Recht einzutreten, gerade wenn man an den Nationalsozialismus denkt, daß es darauf ankommt, unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung gegen einen neuen Totalitarismus zu verteidigen.

Jetzt werden die Stimmen von einigen jener Leute schrill. Verteidigung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung? Ist das nicht jene Intoleranz, die Kommunisten zu Verfassungsfeinden erklärt? Bin ich nicht noch immer jener autoritätsgläubige Anpasser, der damals stolz auf seine Uniform war und der sich heute mit der freiheitlich-demokratischen Grundordnung – mit der fdGO, wie einige besonders souveräne Kritiker sagen – identifiziert? Bin ich nicht noch

immer jener obrigkeitshörige, feige, unkritische Pimpf, der ich sicher war? Hat sich nicht nur die Obrigkeit anders kostümiert?

Es stimmt, sehr viel tapferer bin ich nicht geworden. Aber ich habe gelernt und weiß heute zweierlei: Einmal, daß niemand in der Bundesrepublik, nicht einmal ein Terrorist, sein geistiges Rückgrat verbiegen muß, wie im „Dritten Reich“ schon ein gläubiger Christ. Zum anderen, daß ich nicht auf den Gedanken komme, auf den ich nach Erich Kuby (Leserbrief in der FAZ vom 16. Februar 1979) kommen sollte, „daß unsere Juden von damals im politischen Sinn unsere Kommunisten von heute sind, auch wenn sie nicht vergast, sondern nur zu Unpersonen erklärt werden“. Zunächst meine ich, daß zwischen Vergasung und Erklärung zur Unperson ein Unterschied besteht. Sodann sehe ich nicht, wer die Kommunisten zu Unpersonen erklärt, wenn nicht Kuby selbst. Ich habe noch nirgendwo einen dem Judenstern vergleichbaren Kommunistenstern gesehen. Vor allem aber unterscheiden sich Kommunisten in ihren Aktivitäten und Absichten von Juden. Juden missionieren nicht. Kommunisten erklären ziemlich deutlich, die Sowjetunion sei das Verfassungs- und Rechtsmodell, das sie der freiheitlich-demokratischen Grundordnung vorziehen würden. Wenn ich aber Solschenizyns „Archipel Gulag“ richtig gelesen, die Rede Chruschtschows auf dem XX. Parteitag der KPdSU richtig interpretiert und die Stalinschen Säuberungen der dreißiger Jahre richtig verstanden habe, dann hätte jenem jüdischen Mädchen um die gleiche Zeit in Moskau oder irgendwo in der Ukraine Vergleichbares widerfahren können wie in meiner Heimatstadt, zumal ihr Vater nach kommunistischem Verständnis ein Ausbeuter war. Daß sich die Rechts- und Verfassungsordnung der Sowjetunion seit jener Zeit grundlegend geändert hätte, sehe ich nicht. Deshalb zwingt mich jenes jüdische Mädchen dazu, die Kommunisten mit den Nationalsozialisten zu vergleichen, nicht mit den Juden.

Indessen sind auch die ruhigeren jener Leute mit meinem Bekenntnis zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung nicht zufrieden. Sie meinen, es reiche nicht, eine gut funktionierende demokratische Verfassung zu schaffen, damit sich jenes Unrecht nicht wiederhole. Man müsse den Deutschen auch den Geist der Abhängigkeit, Anpasserei, Obrigkeitsgläubigkeit und Duckmäuserei austreiben. Denn dieser Geist sei die wichtigste Ursache für das Aufkommen des Nationalsozialismus gewesen. Als Psychotherapie werden vor allem zwei Mittel angeboten: Demokratisierung und Aufklärung, Demokratisierung, damit sich der mündige Bürger durch aktives und erfolgreiches Tun seiner eigenen und der gemeinsamen Kraft bewußt werde, Aufklärung, damit dem Vergessen entgegengearbeitet werde, das sich nur zu leicht mit Rechtfertigung verbinde.

Selbstverständlich kann man immer weitere Bereiche unseres Gemeinwesens politisch organisieren, und man tut es auch. Mitbestimmung in Schule und Hoch-

schule, in der Wirtschaft, bei der Errichtung von Kernkraftwerken, und immer nach dem Modell „Reden und Abstimmen“, nach dem Verhaltensmuster, von dem auch die Demokratie lebt. Qualitativ Neues ist mit Demokratisierung nicht gemeint, nur eine quantitative Erweiterung der Anwendung allseits bekannter und akzeptierter demokratischer Regeln. Wenn aber Demokratie – von der Meinungsfreiheit bis zum Wahlrecht – den mündigen Bürger nicht mündig machen können soll, dann, fürchte ich, kann auch ihre bloß quantitative Erweiterung niemandem die Sorge nehmen, daß ich wieder feige handeln werde, und vielleicht viele andere auch.

Und Aufklärung? Ich will auf die beliebte Frage nach der Aufgeklärtheit der Aufklärer verzichten und nicht über den Begriff „Aufklärung“ vernünfteln. Aufklärung hat wahrscheinlich etwas damit zu tun, sich der Realität zu stellen und selbst zu denken. Aufklärung kann man als das Gegenteil von Vergessen verstehen. Aber Aufklärung sagt uns höchstens, was wir einsehen, nicht, was wir tun sollen. Der Glaube mancher unserer zeitgenössischen Aufklärer, die richtige Einsicht gebäre schon die Anleitung zum Handeln, ist selbst ein unaufgeklärtes Vorurteil. Denn unsere Möglichkeiten sind immer unendlich zahlreicher und vielfältiger als das, was wir verwirklichen können. Was Aufklärung deshalb – vielleicht – erreichen kann, ist Einsicht in vergangene Zusammenhänge, Einsicht in Schuld. Aber welche Folgen diese Schuld haben wird, das kann sie nicht sagen. Kann Aufklärung aber nur Einsicht bewirken, dann bin ich auf meine Frage zurückgeworfen: Was soll ich tun? Denn die Einsicht habe ich ja. Nur tun möchte ich etwas.

Oder kann ich nichts tun?

Warum will ich überhaupt etwas tun? Um meine Schuld abzutragen oder wenigstens zu mindern? Kann ich das? Überlegen wir zunächst die Konsequenzen, ehe wir uns für eine bestimmte Antwort entscheiden.

Wenn ich schuldig geworden bin, aber nichts tun kann, um meine Schuld auch nur zu mindern, muß ich mit meiner Schuld leben. Leben heißt jedoch: handeln, irgend etwas tun. Wenn ich nichts tun kann, um meine Schuld zu mindern, dann hat nichts von dem, was ich tue, irgendeine Bedeutung für meine Schuld, noch nicht einmal eine neue Schuld. Mein Leben wird gleichgültig gegen meine Schuld. Das Klügste ist dann: die Schuld vergessen und verdrängen, die Früchte genießen, die wachsen, den Schlägen ausweichen, die drohen, und so angenehm leben wie möglich. Wenn meine Schuld unermesslich und unveränderlich ist, dann habe ich keine Argumente mehr gegen die, welche sagen, man solle doch endlich Gras über die alten Geschichten wachsen lassen, nicht stets von neuem die Vergangenheit aufwühlen. Gut, wir können uns über

diese Leute empören. Aber ist das eine gerechte Empörung? Oder sind es nicht nur die Skrupel, von denen wir uns haben anstecken lassen? Vielleicht fehlt es uns nur an Willen und Begabung, so hart zu arbeiten und so vergnügt zu feiern wie die, die sich den Teufel um unsere Vergangenheit scheren?

Allerdings, ganz gleichgültig kann mir unsere Vergangenheit nicht sein. Ich soll ja nicht nur mit meiner persönlichen Schuld fertig werden, sondern auch die Wiederholung des Unrechts verhindern. Das jüdische Mädchen darf nicht ein zweites Mal sterben. Aber wie soll ich das anstellen, wenn ich keine Argumente habe? Was soll ich sagen, wenn jemand höhnisch Wilhelm Busch zitiert: „Ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert“? Soll ich die Wissenschaft fragen?

Wenn ich an einen sehr guten Wissenschaftler gerate, kann er mir unter Umständen erklären, Schuld und Sühne hätten den Sinn, widersprüchliches Verhalten in der Zeitdimension vereinbar zu machen. Wenn ich an einen mittelmäßigen gerate, wird er meine Frage nicht beantworten, sondern mich auffordern, die Ursachen des Nationalsozialismus zu erforschen. Damit weiß ich indessen schon, daß die Wissenschaft mir nicht helfen kann, den Widerspruch, in den ich mit meiner Schuld geraten bin, aufzulösen. Kann ich sühnen, wenn ich höre, Sühne gleiche mit der Zeit widersprüchliches Verhalten aus? Und welchen Sinn hat die Erforschung der Ursachen? Kann sie nicht nur zu dem Ergebnis führen, den Nationalsozialismus werde es nicht ein zweites Mal geben, weil man nicht zweimal in denselben Fluß steigen kann? Kann man nicht den Nationalsozialismus als eine Ursache verstehen, die ihn ein zweites Mal ausschließt? Welcher Ursachenbegriff liegt der Aufforderung überhaupt zugrunde? Nein, Wissenschaft lebt von der Widerspruchslosigkeit und hat für so etwas wie Schuld nicht einmal einen Begriff. Sie muß mich an die Instanz verweisen, die in der Lage ist, den Widerspruch aufzufangen, und das ist die *Religion*.

Religion, das ist heute ein zweifelhafter Ausweg. Gewiß, nach christlicher Lehre gibt es – abgesehen vom Unglauben – keine Sünde, die nicht vergeben werden könnte. Auch die Ermordung von Millionen Menschen kann vergeben werden. Der Katholizismus erlaubt mir sogar, etwas zu tun, damit mir vergeben wird. Der Protestantismus glaubt immerhin an die Kraft des Glaubens. Wenn ich an Gott glaube, kann ich also letztlich auf die bergende Hand Gottes hoffen. Nur – ist damit wirklich das Problem „gelöst“? Ist damit hinreichend gesichert, daß sich das gleiche Unrecht nicht wiederholt?

Die Theologen müssen diese Frage mit einem klaren „Nein“ beantworten. Wenn Christus auch die ganze Welt erlöst hat, die Verfallenheit des Menschen hat er nicht getilgt, und die Geschichte zeigt, daß die Ströme von Menschenblut sogar in glaubensstärkeren Zeiten als den unsrigen nicht versiegt sind. Der Grund liegt in der Vergebung selbst. Vergebung knüpft an die Folgen von Handlungen an, nicht an deren Gründe. Vergebung heißt: Wir alle sind so unermesslich verstrickt, daß uns nur noch der Verzicht auf die Erforschung der Ur-

sachen und auf die Bilanzierung des Unrechts untereinander versöhnen kann. Zu hoffen, politische Übel durch religiöse Erneuerung zu verhindern, wäre daher vermessen.

Das führt freilich auf unpassende Fragen: Könnte es nicht sein, daß sich historisches Unrecht überhaupt nicht vermeiden läßt? Wenn wir ein zweites 1933 verhindern wollen, setzt das nicht voraus, daß das erste 1933 zu verhindern gewesen wäre? Und war es zu verhindern? Von uns als den Nachfahren ganz sicher nicht. Wenn uns aber das erste 1933 wie eine Katastrophe ereilt hat, welches Bild vom Menschen, von der Gesellschaft und von der Geschichte haben dann diejenigen, die von uns verlangen, alle künftigen Greuel auszuschließen? Welche Macht über die Welt trauen sie uns zu? Oder heißt die Forderung, das Unrecht dürfe sich nicht wiederholen, nur, daß wir heute schon für das verantwortlich gemacht werden, was unsere Kinder tun werden, wenn sie selbständig geworden sind? Können wir diese Verantwortung wirklich übernehmen? Wo liegt eigentlich die Grenze zwischen Kollektivschuld und Sippenhaft?

Eine Antwort habe ich nicht. Als ich begann, diese Überlegungen aufzuschreiben, hatte ich noch die Hoffnung, einen Rat geben zu können. Im Hinblick auf meine eigene Feigheit etwa: die Wahrheit mutig zu bekennen. Oder im Hinblick auf die Kollektivschuld: einsehen, daß wir uns von unserer Familie, unseren Vätern und unserer Gesellschaft nicht dispensieren können. Aber je tiefer ich in das Problem eindrang, desto flacher, bequemer und falscher erschien mir jeder Rat. Könnte das Bekennen der Wahrheit und die Identifikation mit der Geschichte nicht der Rat eines Nationalsozialisten oder eines Terroristen sein?

Ohne zwei *Ermutigungen* brauche ich jedoch nicht zu schließen. Die erste ist freilich so altfränkisch und so von vorgestern, daß ich den Zusammenhang betonen muß, in dem sie steht. Wir hatten festgestellt, daß die Wissenschaft nicht einmal über die Begriffe verfügt, mit denen wir die Schuld des Nationalsozialismus verarbeiten könnten. Mehr noch: Unsere zeitgenössischen Aufklärer vergessen ihre eigenen Rationalitätskriterien und verfallen auf uralte, archaisch-primitive Argumentationsmuster, wenn sie über das nationalsozialistische Unrecht sprechen. Wie verhält sich eigentlich die durch Kollektivschuld bewirkte Abhängigkeit zum Gerede von der Selbstbefreiung und der Emanzipation des Menschen? Konkreter: Warum bejahren unsere unentwegten Fortschreiter die Aufhebung der Verjährung für Mord? Doch nicht, um die Mörder wieder in die Gesellschaft einzugliedern – wie es das fortgeschrittene Strafrecht will –, sondern um Schuld zu sühnen, Unrecht zu vergelten. Warum fordern sie, unsere Kinder über die Greuel des Nationalsozialismus immer genauer zu unterrichten? Doch nicht, um die Kinder glücklich oder selbständig zu machen – wie es die fortschrittliche Pädagogik will –, sondern um sie nach alter Väter Sitte den Abscheu vor dem Abscheulichen zu lehren. Wenn aber diese alten Münzen im Verhältnis zum Nationalsozialismus noch zählen, dann unterschreite ich das

herrschende Argumentationsniveau nur ganz unwesentlich, wenn ich meine: Wir können die Schuld, die wir mit dem Nationalsozialismus auf uns geladen haben, dadurch lindern, daß wir das tun, was wir ohnehin tun sollten – beten und arbeiten.

Die zweite Ermutigung folgt unmittelbar aus der Ausweglosigkeit unserer Verstrickung. Diese Ausweglosigkeit läßt die Position derjenigen, die von allem nichts mehr wissen wollen, die rechtfertigen, entschuldigen und differenzieren, nicht mehr als völlig unvertretbar erscheinen. So offenkundig und schrecklich das NS-Unrecht ist und so wenig man es entschuldigen oder gar rechtfertigen kann, so unglaublich und widersprüchlich ist die Argumentation derer, die meinen, wir hätten nichts dazugelernt. Die Moralisierung des Themas hat seine Diskussion bisher ausgeschlossen. Bei den einen verhindert der Konformitätsdruck, bei den anderen das moralische Pathos die kritische Überprüfung der eigenen Position. Vielleicht zeigt aber schon die Frage nach der Möglichkeit der Bewältigung, daß man über das nationalsozialistische Unrecht verschiedener Meinung sein kann, daß man es nicht moralisieren, daß man nicht bestimmte Meinungen mit Unwerturteilen über die Person derjenigen verbinden muß, die sie verfechten. Das wäre viel. Denn es könnte die Diskussion über das Unrecht des Nationalsozialismus endlich ermöglichen und dann hätte unsere Vergangenheit vielleicht doch eine Zukunft.